

Adolf Speyer wurde am 28. April 1812 zu Arolsen geboren. Sein Vater war der jüngste Sohn eines aus dem hessischen Städtchen Wolfhagen stammenden jüdischen, später zum Christenthum übergetretenen Arztes, der 1810 als fürstlich waldeckischer Hofrath und Leibarzt starb; die Mutter, Clementine, geb. Kleinschmit, stammte dagegen aus einer altchristlichen Beamtenfamilie. Der Vater hatte im Jahre 1808 zu Arolsen die erste Buchhandlung im Fürstenthum Waldeck auf besonderen Wunsch des damals regierenden Fürsten, der ihn später zugleich zu seinem Hofbibliothekar ernannte, gegründet. Er heirathete 1811, und Adolf war der erste der 5 Sprösslinge dieser überaus glücklichen Ehe. —

Er war ein wohlgebildetes, ja auffallend schönes Kind, der Stolz seiner jungen Mutter, die bei seiner Geburt erst 19 Jahre zählte. Schon früh trat seine reiche geistige Begabung, seine ausserordentlich leichte Auffassung, vornehmlich aber sein lebhaftes Interesse und seine scharfe Beobachtungsgabe für alle Naturerscheinungen zu Tage. Schon als Kind pflegte er in den lepidopterologisch ganz ungewöhnlich reichen Umgebungen des Dörfchens Reizenhagen bei dem Bade Wildungen, wo er mit der Mutter oft einen Theil des Sommers im Hause eines Verwandten zubrachte, so eifrig der Schmetterlingsjagd obzuliegen, dass er Zeit und Stunde, Essen und Trinken darüber vergass. Da der Vater bald inne ward, dass es sich hier nicht nur um eine kindische Spielerei, eine rasch vorübergehende Laune handle, schenkte er ihm das kleine Schmetterlingsbuch von Tischer,*) in dem auch die Fangapparate abgebildet waren. Von nun an betrieb der heranwachsende Knabe das Sammeln rationeller. Netze, Spambretter und Kästen wurden angeschafft, bald auch Raupen erzogen, und zugleich begann Adolf, der einiges Talent zum Zeichnen und Malen besass, die schönsten und seltensten Falter, die er erbeutete, naturgetreu abzubilden. Später, auf dem Gymnasium und der Universität, erlitten diese Beschäftigungen allerdings oft längere Unterbrechungen, aber während des Ferienaufenthaltes in der Heimath wurden sie regelmässig wieder aufgenommen. Die Bände des damals bedeutendsten deutschen Schmetterlingswerkes, Ochsenheimers u. Treitschkes „Schmetterlinge von Europa“, die ihm der Vater gleich beim Erscheinen zum Geschenk machte, belebten seinen Eifer; sie wurden aufs gründlichste studirt und zur Bestimmung und

*) Taschenbuch für Schmetterlingssammler. 2. Aufl. Dresden 1825.

systematischen Ordnung der gesammelten Vorräthe benutzt. Aus jener Zeit, vermuthlich aus den zwanziger Jahren des Jahrhunderts, stammen noch vereinzelte Exemplare der Sammlung, die Ad. Speyer bei seinem Tode hinterliess, u. a. eine merkwürdige Aberration von *Arg. Selene*.

Seinen ersten Unterricht empfing Speyer in Arolsen durch Privatlehrer, die ihn bei seinem Fleisse und seiner raschen Fassungskraft hinlänglich weit förderten, um mit 15 Jahren in die Secunda des Landesgymnasiums zu Corbach eintreten zu können. Da er auf dieser damals äusserst dürftig ausgestatteten Anstalt, deren wenige wissenschaftlich gebildete Lehrer sämmtlich Theologen waren, nicht allzuviel lernte, sandte ihn der Vater nach 2 Jahren auf das damals im besten Rufe stehende Gymnasium zu Gotha, das er im Herbst 1830 mit dem Reifezeugniss verliess, um auf die Universität Göttingen überzusiedeln. Am liebsten hätte er sich dem Studium der Naturwissenschaften gewidmet, worauf ihn Neigung und Begabung gleichmässig hinwiesen, aber der Vater, dessen Mittel sehr beschränkt waren, bestand auf einem „Brodstudium“. So wählte Speyer, wohl auch auf den Rath eines ärztlichen Onkels, die Medizin, die ja im Grunde auch ein Zweig der Naturwissenschaft, ihm zugleich hinlängliche Gelegenheit bieten musste, sich seinen Lieblingsstudien hinzugeben.

Wenn auch Göttingen schon damals nicht mehr die dominirende Stellung unter den deutschen Universitäten einnahm, wie zu Anfang des Jahrhunderts, zählte es doch noch etwa 1200 Studirende und unter ihren Professoren die berühmtesten Gelehrten Deutschlands. Unter den Naturwissenschaften und Medicinen glänzten die Namen eines Blumenbach, Gruss, Mitscherlich, Stromeyer, Himly, Langenbeck u. a. Als ihr eifriger Hörer, an dem studentischen Treiben wenig Antheil nehmend, keiner Verbindung angehörig, verweilte Speyer hier, mit einer längeren durch die in Folge der bekannten Göttinger Revolution vom Januar 1831 erfolgten zeitweiligen Schliessung der Universität veranlassten Unterbrechung, bis Ostern 1833. Den folgenden Sommer privatisirte er in der Heimath, aufs eifrigste mit theoretischen und praktischen lepidopterologischen und botanischen Studien beschäftigt, vornehmlich allerdings nach der systematischen Seite hin, wie ja damals überhaupt die physiologische und biologische Wissenschaft von Pflanzen und Insekten noch gleichsam in den Windeln lag.

Zur Vollendung seiner Studien begab sich Speyer im

Herbste 1833 nach Berlin, welches schon damals zumal wegen seiner Kliniken und seiner bedeutenden Therapeuten eines verdienten Rufes genoss. Er legte sich besonders auf die Augenheilkunde, als deren bedeutendster Vertreter damals Prof. Jüngken in Berlin galt. Zugleich studirte er mit grossem Eifer in den schon damals reichen zoologischen Museen die unter Prof. Klug's Aufsicht stehenden entomologischen Sammlungen. Uebrigens lebte er zurückgezogen, wenn er auch an den ästhetischen Genüssen, die das Berlin der dreissiger Jahre bot, so weit theilnahm, wie seine beschränkten Mittel es gestatteten. Durch die Empfehlungen des mit dem grossen Bildhauer Christian Rauch, bekanntlich einem geborenen Arolser, befreundeten Vaters wurde er bei diesem eingeführt und verkehrte zugleich viel in dem Hause des Dichters Heinrich Stieglitz, dessen schöne und lebenswürdige Gattin er auf dem Lager erblickte, auf dem sie sich in heroisch-überspannter Liebe selbst den Tod gegeben hatte, in der trügerischen Hoffnung, durch die gewaltige Gemüthserschütterung den, wie sie glaubte, nur schlummernden Genius des Gatten zu grossen poetischen Thaten zu erwecken.

Im Mai 1835 wurde Speyer in Folge seiner nach damaliger Sitte in lateinischer Sprache abgefassten Dissertation „De aquis medicatis wildungensibus“ und der darauf folgenden, ebenfalls in lateinischer Sprache abgehaltenen Disputation zum Doktor der Medizin creirt. Er hat sein 50 jähriges Doktorjubiläum erlebt; aber ausserhalb der Familie hat sich Niemand darum gekümmert, ja wohl kaum Jemand darum gewusst. Kränklich und längst von der Welt ganz zurückgezogen lebend, wollte er selbst von einer Feier des Tages nichts hören.

Der bekannte Millionär Baron Stieglitz in Petersburg, ein entfernter Verwandter, hatte sich erboten, dem jungen Arzte in Russland durch seinen Einfluss freundliche Aufnahme und eine lohnende Praxis zu verschaffen; Speyer aber konnte sich nicht entschliessen, das geliebte Vaterland mit dem ihm wegen seiner politischen und gesellschaftlichen Zustände, wie um seines Klimas willen gleich unsympathischen Russland zu vertauschen und lehnte das Anerbieten ab. Er nahm seinen Wohnsitz zunächst in dem Heimathsstädtchen; da aber an dem damals kaum 1800 Seelen zählenden Orte bereits 3 Aerzte thätig waren, von denen wenigstens einer das allgemeinste Vertrauen genoss, erwies sich seine Praxis begreiflicherweise als wenig lohnend. Um so mehr freie Zeit blieb ihm für seine Lieblingswissenschaft. Immer entschiedener trat hier,

wenn auch die Botanik und die übrigen Zweige der Insektenkunde nicht vernachlässigt wurden, die Beschäftigung mit der Lepidopterologie in den Vordergrund. Hatte sich Speyer bisher auf die Grossschmetterlinge beschränkt, so erfuhren nun auch die Mikrolepidopteren die entsprechende Berücksichtigung; ja das Sammeln derselben trat vornehmlich in den Jahren 1836 und 37 in den Vordergrund. Zugleich trat er mit anderen Lepidopterologen, vornehmlich mit dem bekannten Treitschke in Wien in Verbindung, dem er seine „dubia“ zusandte und von dem er freundliche Belehrung und wiederholt Geschenke süddeutscher Arten erhielt. Auch begann er jetzt, wissenschaftliche Untersuchungen über die einzelnen Organe der Schmetterlinge, zunächst zu systematischen Zwecken, anzustellen und zeigte dabei alsbald jene scharfe Beobachtungsgabe und jene grosse Gewissenhaftigkeit bei der Verwerthung der erlangten Resultate, welche ihm später einen so geachteten Namen unter seinen Collegen verschafft haben. Die wesentlichen Ergebnisse dieser Untersuchungen über die Beine, Fühler, Taster und Augen hat er in der Zeitschrift Isis von Oken in den Jahren 1838 und 39 veröffentlicht. Er trat deshalb mit dem berühmten und liebenswürdigen Naturphilosophen in Zürich, bekanntlich dem Gründer des deutschen Naturforscher-Vereins, in einen regen brieflichen Verkehr, der sich allmählich zu einem wahrhaft freundschaftlichen gestaltete. Leider sind Okens Briefe, die Speyer zu beliebiger Benutzung an seinen spätern Freund, C. A. Dohrn, den nicht lange nach dieser Zusendung verstorbenen Begründer und langjährigen Redakteur der Stettiner Entomologischen Zeitung einsandte, weder zum Abdruck gelangt noch wieder an den Eigenthümer zurückgekommen; ja Speyer hat sich bis zu seinem Tode vergeblich bemüht, etwas über den Verbleib und das Schicksal derselben in Erfahrung zu bringen.

Im Winter 1837—38 verlobte sich Speyer mit der Tochter eines Paderborner Arztes, die sich zu Besuch in Arolsen bei einer befreundeten Familie befand. Da aber in Arolsen noch auf längere Zeit hinaus nicht auf eine hinlänglich einträgliche Praxis zu rechnen war, um zur Gründung einer Familie schreiten zu können, verlegte er auf den Rath seines Schwiegervaters in spe seinen Wohnsitz nach dem altberühmten Badeorte Pyrmont, der bekanntlich, wenn auch von dem Hauptlande weit getrennt, zu dem Fürstenthume Waldeck gehört. Aber wenn es hier, obgleich die Zeit, wo Pyrmont das erste Modebad Deutschlands gewesen, längst vorüber war, während der

Sommermonate nicht an Kranken fehlte, so beherrschten doch zwei ältere Aerzte von festgestelltem Rufe das Terrain vollständig, so dass dem neuen Ankömmling meist nur zufiel, was sie nicht bewältigen konnten, oder solche Patienten, die bei dem jüngeren Arzte wohlfeilere Hülfe zu finden hofften. Sich geschickt und rücksichtslos in den Vordergrund zu drängen, mit seiner Person erfolgreiche Reclame zu machen, ging Speyer wieder die Natur; auch fehlte ihm dazu jedes Talent. So war es erklärlich, dass er während seines 3jährigen Aufenthaltes nicht eben viel Seide spann, zumal die Kurzeit nur etwa 3 Monate dauerte und in den übrigen neun die Praxis in dem unbedeutenden Oertchen ebenso gering wie uneinträglich war.

Mit seinem Wesen ging in dieser Zeit eine deutlich merkbare Veränderung vor. Grössere Eleganz im Aeussern, grössere Freiheit und Gewandtheit im gesellschaftlichen Verkehr, vornehmlich grössere Sicherheit und Leichtigkeit im Umgang mit Frauen nebst einer gewählteren Ausdrucksweise waren die äusserlichen Symptome desselben. Die praktische Beschäftigung mit der Lepidopterologie trat in den Hintergrund, schon weil sie sich mit der erhöhten Berufsthätigkeit im Sommer schlecht vertrug; auch war die Schmetterlingsammlung in Arolsen zurückgeblieben. Dagegen erhielt seine Neigung zu den Naturwissenschaften neue Nahrung durch die im September 1839 in Pymont tagende Versammlung der Naturforscher und Aerzte, zu deren leitendem Ausschusse er gehörte, und die ihm Gelegenheit bot, die persönliche Bekanntschaft mehrerer hervorragender Fachmänner zu machen.

Als auch der Sommer 1840 keine wesentlich besseren materiellen Resultate bot, wurden Schwiegervater und Braut ungeduldig, und es ward schliesslich eine neue Uebersiedlung nach dem zweiten Badeorte des Fürstenthums, Wildungen, beschlossen. Allerdings bot der damals in Folge der noch höchst mangelhaften und dürftigen Veranstaltungen und Bequemlichkeiten für die Gäste sehr schwache Besuch des Bades durchaus keine Aussicht auf eine einträgliche Brunnenpraxis. Hier aber war diese bei den stets vorhandenen ärztlichen Bedürfnissen der Bewohner zweier kleiner Städte und einer zahlreichen Landbevölkerung weniger massgebend. Die Anwesenheit mehrerer noch verwandter Familien und das im Vergleich mit Pymont wesentlich billigere Leben erleichterten den Entschluss.

Gleich nach Neujahr 1841 siedelte Speyer in seinen

neuen Wohnort über. Er verbrachte hier die glücklichsten Jahre seines Lebens. Gehörte auch das Gros der Wildunger Bevölkerung dem echten Spiess- und Pfahlbürgerthume an, so fehlte es doch auch nicht an gebildeten Familien, an Beamten, Lehrern, Geistlichen u. a., mit denen Speyer gleiche geistige Interessen und Bestrebungen verbanden und aus denen ihm bald ein Freundeskreis erwuchs, während die Liebe und Freundlichkeit naher Blutsverwandten ihn die eigne Familie kaum vermessen liess. Ein Verein wurde gegründet, in dem wissenschaftliche und politische Fragen mit grossem Eifer und Interesse besprochen wurden. Es war jene in gewisser Hinsicht glückliche Zeit vor 1848, wo eine reine Begeisterung für ein mächtiges einiges Deutschland und freies Staatsbürgerthum die Gemüther erfüllte, ohne dass die ungeheuren Schwierigkeiten der Erreichung dieses Zieles und die damit nothwendig verbundenen inneren und äusseren Gefahren recht zum Bewusstsein kamen und den idealen Bestrebungen und Hoffnungen einen Dämpfer aufsetzten. Speyer war ein warmer Patriot und Freiheitsfreund, aber seiner klaren und harmonischen Natur, seinem durchaus massvollen Wesen entsprechend, ohne Exaltation oder einseitige Uebertreibung nach irgend einer Seite hin. Zugleich wurden vornehmlich mit den ihm häufig auf längere Zeit besuchenden jüngeren Brüdern auch litterarische und philosophische Studien getrieben.

In der guten Jahreszeit war freilich von derlei Beschäftigungen wenig die Rede; ab und zu wurde, so weit es die Berufsthätigkeit irgend gestattete, die schöne, malerische und wechselreiche Berglandschaft nach allen Richtungen hin durchstreift, Mineralien, Pflanzen und vor allem natürlich Schmetterlinge und Raupen eingesammelt. Die Mannigfaltigkeit der hier von verschiedenen Seiten her zusammentreffenden geognostischen Formationen und Gesteinsarten bringt einen entsprechenden Reichthum der Pflanzenwelt, und diese wieder, zusammen mit dem steten Wechsel von Berg und Thal, von dichtem Hoch- und lichtem Buschwalde, von blumigen Abhängen, Wald- und Sumpfwiesen eine ungewöhnlich grosse Mannigfaltigkeit von Insektenformen hervor. Das dunkle, wärmeeinsaugende Schiefergestein der nach Süden gekehrten Abhänge ist der Entwicklung relativ südlicher Formen günstig. Wie verschiedene Pflanzen, so erreichen auch manche Schmetterlinge, wie z. B. *Satyrus Circe* F. und *Callimorpha Hera* L. hier die Nordwestgrenze ihres Verbreitungsbezirkes. So erhielt hier die Sammlung reichen Zuwachs und grosses

Material zur Verwerthung in dem einige Jahre zuvor von dem Rektor Fock in Dornburg bei Jena begründeten ersten deutschen lepidopterologischen Tauschverein.

Bot so das Leben an dem neuen Wohnorte nach verschiedenen Seiten hin volle Befriedigung, so blieb dagegen die Praxis trotz der allgemeinen Anerkennung von Speyers ärztlicher Kunst, sowie seiner scharfen Diagnosen und seiner therapeutischen Erfolge eine sehr mässige. Die wenigen gebildeten und wohlhabenden Familien hatten schon einen Hausarzt; die sparsamen Pfahlbürger brauchten einen solchen so zu sagen erst in articulo mortis, und die Landpraxis kostete zwar viel Zeit und Mühe, brachte aber wenig ein. Die Braut aber war, wie die Ihrigen des Wartens müde; im Frühling 1842 schickte sie dem Verlobten den Absagebrief. Speyer war kaum überrascht und keineswegs so tief erschüttert, wie die Seinigen fürchteten. Er hatte sich bereits überzeugen müssen, dass keine tiefe und innige Liebe die Verlobte an ihn fesselte, dass auch er selbst sich in ihr und den eigenen Gefühlen getäuscht hatte, und dass ihre Neigungen und Wesenheiten überhaupt nicht zusammen passten. Dennoch blieb das Ereigniss nicht ohne tiefen Eindruck auf ihn; es entstand eine klaffende Lücke in seinem Herzens- und Gemüthsleben, die nicht wieder ausgefüllt wurde.

Dreissig Jahre alt, zum Manne gereift, aber noch mit der Elasticität des Jünglings, war Speyer damals in seinem Aeussern eine sehr einnehmende Erscheinung. Von mittlerer Grösse, ebenmässig gebaut, neigte seine schlanke Gestalt eher zur Magerkeit als zu übergrosser Fülle. Seine Haltung war gerade ohne alle Steifheit, seine Bewegungen leicht und elastisch. Glänzend schwarzes Haar, das er ungescheitelt nach vorn in die Höhe gekämmt trug, deckte in dichter Fülle den wohlgeformten Kopf. Unter der hohen klaren Denkerstirn leuchteten die grossen ausdrucksvollen grauen Augen durch die Brillengläser des Kurzsichtigen. Die etwas gebogene Nase war ziemlich gross, ebenso der übrigens fein geschnittene Mund. Ein dunkelbrauner Vollbart umrahmte das längliche Gesicht, dessen in der Ruhe ernster, aber stets milder und wohlwollender Ausdruck sich in der lebhaftesten Unterhaltung und bei jeder innerlichen Erregung wunderbar belebte. Seine Stimme hatte einen vollen symphathischen Klang, sein nicht häufiges, dann aber herzliches und gleichsam aus der Tiefe heraufströmendes Lachen etwas Ansteckendes. Seine Ausdrucksweise, ganz ungesucht, war doch stets eben so gewählt

wie klar und bestimmt. Er hatte einen natürlichen Widerwillen gegen alles Triviale, Zweideutige und Gemeine. In seinem ganzen Wesen und Auftreten lag etwas Harmonisches und zugleich Zutrauen Einflössendes. Es war deshalb nicht zu verwundern, dass Speyer überall mit offenen Armen aufgenommen wurde, überall ein willkommener Gast war, dass er viele Freunde gewonnen und vielleicht nie einen persönlichen Feind gehabt hat.

So verlebte Speyer 5 angenehme Jahre in Wildungen, ohne die Entbehrungen, die der Aufenthalt in einem kleinen Orte mit sich bringt, bitter zu empfinden. Seine Praxis bot ihm die Mittel, um als Einzelner sorgenlos zu leben, aber nicht mehr; von Kapitalansammlung war nicht die Rede. Da starb im Winter 1846—47 der Kreisphysikus und einzige Arzt in dem Landstädtchen Rhoden im Norden des Fürstenthums. Indem der Vater Adolf die Nachricht mittheilte, forderte er ihn zugleich auf, sich um die erledigte Stelle zu bewerben. Er wünschte das um so lebhafter, als die schon seit Jahren an einem unheilbaren Leiden, das sie selbst jedoch nicht für ein solches hielt, darniederliegende Mutter den Sohn als ärztlichen Berather in der Nähe — Rhoden ist nur 12 Kilometer von Arolsen entfernt — zu haben sich sehnte.

Der Entschluss wurde Speyer sehr schwer. Für vieles, was er in Wildungen aufgab, hatte er wenig oder keine Aussicht, Ersatz zu erhalten, und was ihm hier gefehlt hatte, musste er in Rhoden, einem kleinen Ackerstädtchen, eigentlich nur einem Dorfe mit städtischen Gerechtsamen, in noch ausgedehnterem Masse entbehren. Auch die Umgegend des neuen Wohnortes konnte sich an Schönheit und an malerischem Reiz wie an Mannigfaltigkeit der Naturprodukte nicht entfernt mit der des alten messen.

Dennoch mochte er dem Wunsche der Eltern um so weniger widerstreben, als er die Gründe des Vaters wenigstens theilweise als vollberechtigt anerkennen musste.

Als einziger Arzt, zugleich mit einem wenn auch geringen festen Gehalte als Kreisphysikus und städtischer Armenarzt konnte er hier sofort auf eine weit einträglichere Praxis und zugleich ein befriedigenderes Feld für seine Berufsthätigkeit rechnen. So bewarb er sich um die erledigte Stelle, erhielt sie und zog zu Anfang März 1847 in seinem neuen Aufenthaltsorte ein.

Speyer war kein Glückskind: Das erwies sich wie in vielen Phasen seines Lebens, so auch hier wieder. Wenige

Wochen nach seiner Uebersiedelung war die Mutter, vom Tode hinweggerafft, seiner Hülfe und seines Trostes nicht länger bedürftig. Fast gleichzeitig starb der ältere Kollege in Wildungen, dessen ausgebreitete und lukrative Praxis er ohne Zweifel geerbt haben würde. Das Revolutionsjahr 1848 veranlasste eine Veränderung der Verfassung und Verwaltung des Fürstenthums, in Folge deren Rhoden aufhörte Kreisstadt zu sein und seine sämmtlichen Staatsbehörden verlor. Damit büsste Speyer nicht nur einen sehr namhaften Theil seiner besten Kunden, sondern auch fast allen Umgang mit gebildeten Mitbürgern ein, dessen er sich Anfangs hatte erfreuen können. Endlich lösten die energischen Anstrengungen einer neuen Actiengesellschaft den Bann, unter dem die Wildunger Heilquellen so lange gelegen hatten; die Badegäste strömten von allen Seiten herbei und genügten bald allein, um mehreren Aerzten volle Beschäftigung zu gewähren.

Das Alles war hart genug. Aber Speyer war nicht der Mann, sich Muth und Laune durch das verderben zu lassen, was nicht seine Schuld war und was er nicht ändern konnte. Er besass die Lebenskunst, Menschen und Dinge zu nehmen, wie sie sind, und nicht mehr von ihnen zu verlangen, als sie bieten konnten.

Die gewaltigen Stürme des tollen Jahres riefen auch in den sonst so stillen Gewässern des kleinen Landstädtchens einen gewissen Wellenschlag hervor. Speyer, der mit Herz und Geist den lebhaftesten Antheil an den Ereignissen nahm, wurde als Kandidat für die Vertretung Waldecks bei der Frankfurter Nationalversammlung aufgestellt. Sein Name war in weiteren Kreisen als der des Verfassers der Petition bekannt geworden, in der die Fürstin-Regentin von Waldeck im März 1848 in ebenso ehrfurchtsvoller wie klarer und energischer Ausdrucksweise um die Ersetzung der alten überlebten ständischen Verfassung des Fürstenthums durch eine den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechende gebeten wurde. Wenn er es aber auch für seine Pflicht gehalten haben würde, ein ihm übertragenes Mandat anzunehmen, so hielten ihm doch sowohl seine Berufspflichten, wie seine natürliche Abneigung gegen alle Agitation davon ab, persönlich für sich einzutreten und sich den Wählern vorzustellen. Die Folge davon war, dass er gegen den Mitbewerber, der solche Bedenken nicht hatte und nicht kannte, in der Minderheit blieb. An den späteren politischen Ereignissen in dem kleinen Heimath- wie in dem grossen Vaterlande hat Speyer zwar mit Kopf und

Herz lebhaften Antheil genommen, aber nie selbstthätig eingegriffen.

Mit um so grösserem Eifer wandte er sich seiner alten Lieblingsbeschäftigung zu. Nicht nur wurde, mit Beihilfe der Brüder, mit grösster Emsigkeit gesammelt und nach allen Seiten hin Tauschverkehr angeknüpft: er trat auch in einen immer ausgedehnteren Briefwechsel mit einer grossen Zahl der bedeutendsten Lepidopterologen verschiedener Länder und widmete sich wissenschaftlichen Untersuchungen, deren Ergebnisse er zumeist in der neuen Stettiner Entomologischen Zeitung — damals und noch für längere Zeit dem bedeutendsten Organ für Insektenkunde in Deutschland — veröffentlichte. Die bisher in Arolsen zurückgebliebene Sammlung wurde nach Rhoden hinüberschafft.

Im Frühling 1850 empfand Speyer, der bisher bis auf unbedeutende Störungen stets gesund geblieben war, deutlich die ersten Vorzeichen einer schweren Krankheit. Er begab sich in das elterliche Haus nach Arolsen, um sie hier abzuwarten, da es ihm in Rhoden an der nöthigen Pflege fehlte. Als bald kam denn auch ein Abdominaltyphus zum Ausbruch, der ihn an den Rand des Grabes brachte. Vielleicht verdankte er sein Leben nur der unermüdlchen Pflege und Sorge der Seinigen, vornehmlich seiner beiden Schwestern. Ihrer und seines Arztes dringender Mahnung folgend, kehrte er nach seiner Genesung nicht sofort zu seiner Berufsthätigkeit zurück, sondern unternahm vorher in Gesellschaft seines jüngsten Bruders eine Reise in die österreichischen Alpen. Das Hochgebirge zu durchwandern, seine erhabenen Wundererscheinungen und zugleich die eigenthümlichen Produkte seiner Flora und Fauna kennen zu lernen, war seit früher Jugend ein Herzenswunsch und ein ideales Ziel gewesen, auf dessen Verwirklichung er kaum zu hoffen gewagt hatte. Um zu ermes sen, welcher Hochgenuss diese Reise für ihn war, muss man bedenken, nicht nur, dass er, der grosse Naturfreund, zum ersten Male die Herrlichkeiten der Alpenwelt eiblickte, nicht nur, dass dies überhaupt die erste grössere Erholungsreise seines Lebens war, sondern dass auch jetzt ihn jenes erhöhte Lebensgefühl erfüllte, welches nach der Genesung von einer schweren akuten Krankheit den ganzen Menschen zu durchdringen pflegt.

Die Reise ging über München und Salzburg in die hohen Täuern. Heiligenblut am Südabhange der Centrankette, unweit des Gross-Glockner's, sollte der Mittelpunkt für eine

grössere Reihe von Exkursionen werden, nicht nur um den Reisenden die erhebendsten Schönheiten der Hochgebirgswelt vor die Augen zu führen, sondern auch eine reiche Beute von Arten der alpinen Schmetterlingsfauna zu liefern. Aber hartnäckig winterlich kaltes Wetter mit Nebeln und Schneestürmen nöthigte sie bald, günstigere Chancen in den tieferen südlichen Thälern aufzusuchen. Sie fanden dieselben an den warmen Berghängen bei Meran und Bozen, wo ihnen, gleichsam als Ersatz für die Produkte der Hochalpen, eine grosse Anzahl von Formen der Mittelmeer-Flora und -Fauna entgegentrat. Auf dem Rückwege nach Norden wurde noch eine Exkursion auf den 2214 Meter hohen Patscherkofel bei Innsbruck unternommen, die Speyer später in der Ent. Ztg. eingehend beschrieben hat. Reich an schönen Erinnerungen und schwerbeladen mit entomologischen Schätzen kehrten die Brüder in die Heimath zurück.

Von nun an folgten eine Reihe von Jahren hindurch in jedem Sommer ähnliche Ausflüge bald in grösserem, bald in kleinerem Massstabe, stets in Gesellschaft wenigstens eines seiner Brüder. Noch zweimal, 1856 und 1858, bereiste Speyer die Alpen, das erste Mal die der Schweiz, vornehmlich des Berner Oberlandes, zuletzt die des westlichen Tyrols bis zur Passhöhe des Stilsfer Joches. In den anderen Jahren wurden das nahe rheinisch-westphälische Schiefergebirge, der Mittelrhein, der Harz, der Schwarzwald und der Thüringerwald besucht.

Daheim wurden dann die mitgebrachten Schätze und gesammelten Erfahrungen innerlich und äusserlich geordnet und zum Theil wissenschaftlich verwerthet. Sie waren mit dazu bestimmt, einen Gedanken zu verwirklichen, der Speyer schon seit Jahren innerlich beschäftigt hatte, den Gedanken, ein Werk zu schaffen, welches in gewissem Sinne den Grundstein legen sollte zu einer neuen Wissenschaft, der entomologischen Geographie.

Die Pflanzengeographie, d. h. die Geschichte und Darstellung der Verbreitung und Vertheilung der Pflanzen über die Erde, hatte, seitdem Alexander von Humboldt fast ein halbes Jahrhundert zuvor die erste Anregung dazu gegeben, gewaltige Fortschritte gemacht und sich bereits zu dem Range einer eignen Wissenschaft erhoben. Besonders die Arbeiten Grisebachs in Göttingen hatten Speyers Interesse in hohem Grade erweckt und die nahe liegende Frage in ihm wachgerufen, weshalb die Thierwelt nicht schon eine ähnliche Behandlung erfahren habe. Bis dahin existirten kaum einzelne

Ansätze zu einer solchen auf einzelnen Gebieten; von einer allgemeinen Zoogeographie war noch keine Rede. Noch waren nicht einmal die dabei ins Auge zu fassenden leitenden Gesichtspunkte und Ziele festgestellt, die Grundlinien zu einer wissenschaftlichen Behandlung derselben gezogen. Eine Arbeit, bestimmt, nur einen ganz kleinen Theil des ungeheuren Gebietes, diesen aber nach den verschiedenen Richtungen hin möglichst gründlich und erschöpfend zu behandeln, konnte sich also nicht an Feststehendes angliedern, sich nicht einem bereits vorhandenen organischen Ganzen systematisch einordnen. Sie musste im Gegentheil sämtliche ins Auge zu fassenden Gesichtspunkte, wie ihre Ziele und Grenzen erst selbst feststellen, ohne dabei doch je aus den Augen zu verlieren, dass, was hier auf einem so eng umgrenzten Gebiete als leitender Grundsatz aufgestellt wurde, später auch mit gleichem Rechte auf das grosse Ganze anwendbar bleiben musste. Dazu kam die grosse Dürftigkeit des gedruckt vorliegenden Materials, dessen klaffende Lücken voraussichtlich auch durch das etwa zu beschaffende handschriftliche nur sehr unvollkommen würde ausgefüllt werden können.

Speyer war weit entfernt, die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens zu verkennen. Aber sie schreckten ihn nicht ab; denn er war sich bewusst, dass nur aus auf fester wissenschaftlicher Grundlage aufgebauten Einzelarbeiten dereinst der grosse Bau einer rationellen Thiergeographie sich erheben könne. Wenn er klar erkannte, dass es sich hier nur um einen Versuch handeln könne, der naturgemäss, wie jeder erste Schritt auf einem neuen Gebiete der Wissenschaft, mangelhaft und verbesserungsbedürftig ausfallen musste, so erschien ihm doch zugleich die Hoffnung berechtigt, dass, gewissenhaft und mit Verständniss durchgeführt, derselbe eine im Ganzen brauchbare Grundlage darbieten und — zugleich den Anstoss zu ähnlichen Arbeiten auf verwandten Gebieten liefernd — eine sonst raschere und einheitlichere Entwicklung der Zoogeographie zur Folge haben würde.

Schon in den Jahrgängen 1850 und 1852 der *Stett. Ent. Ztg.* veröffentlichte Speyer die ersten Versuche einer Erörterung der geographischen Verhältnisse eines Theiles der deutschen Falterfauna. Von da ab blieb seine Aufmerksamkeit dem Gegenstand ununterbrochen zugewandt. Er trat deshalb in lebhaften Verkehr mit den bedeutendsten lepidopterologischen Notabilitäten Deutschlands und des Auslandes, vornehmlich solcher, die, wie *Zeller* in Glogau und *Lederer*

in Wien, schon grössere oder geringere Leistungen auf diesem Gebiete aufzuweisen hatten. Nach allen Seiten hin erging die Bitte um Mittheilung von Provinzial- und Lokalfaunen. Sein Bruder August unterstützte ihn auf das Eifrigste bei der Herbeischaffung und Verarbeitung des Materials und leitete zugleich die Verhandlungen mit dem Buchhändler Engelmann in Leipzig, der sich nicht leicht entschloss, ein Werk, das trotz allen wissenschaftlichen Werthes nur auf eine sehr beschränkte Zahl von Abnehmern rechnen konnte, in Verlag zu nehmen.

Auch bei den erwähnten sommerlichen Erholungsreisen der fünfziger Jahre wurde der Zweck, möglichst viele eigne Beobachtungen über die Verbreitung und Vertheilung der Schuppenflügler unseres Vaterlandes anzustellen, nie aus den Augen verloren.

Das Hauptinteresse bei diesen Reisen galt überhaupt bei Speyer stets den Erscheinungen der Natur, von dem Aufbau und Charakter der Landschaft bis zu den geringsten Einzelheiten im Thier- und Pflanzenleben. Die Natur war seine erste und letzte Geliebte. Nicht, als ob er etwa ungesellig gewesen wäre, oder kein lebhaftes Interesse für die Leiden und Freuden seiner Freunde, für die Bestrebungen und Kämpfe seiner Zeitgenossen gehabt hätte. Er war ein liebevoller Sohn und Bruder, er verkehrte gern und heiter in munterer Gesellschaft, wie er ja auch, obgleich es ihm an speciellen gesellschaftlichen Talenten und Künsten durchaus gebrach, durch seine natürliche Liebenswürdigkeit, den Ausdruck echter Humanität in seinem ganzen Wesen und seine anregende, geistvolle Unterhaltung allgemein beliebt war. Ein so entschiedener Feind von allem Klatsch und allem kleinlichen Durchhecheln persönlicher Verhältnisse er war, nahm er doch einen lebhaften Antheil an den Geschicken und Erlebnissen seiner Bekannten wie an den wechselnden Schicksalen der Völker, an allen grossen Interessen der Menschheit, an allen wichtigen politischen und sozialen Fragen. Aber der innerste und stärkste Zug seines Wesens führte ihn doch immer wieder zu der Natur. Nirgends fühlte er sich wohler und heiterer als im grünen Walde, wenn die Sonnenstrahlen, durch das Gezweig brechend, auf dem Moosboden tanzten, dem Gesange und den Lockrufen der Vögel lauschend, deren Stimmen ihm so vertraut waren wie die befreundeter Menschen, sie in ihrem Verkehr belauschend, wie sie sich suchten und flohen, sich liebten und bekämpften, bei ihrem Nestbau, bei ihrer Sorge für ihre Jungen.

Keine Erscheinung entging seinem scharf beobachtenden Auge, von dem Hirsch, der durch die Büsche brach, und dem Weih, der hoch oben im Aether seine Kreise zog, bis zu dem geschäftigen Treiben der Ameisen in ihren Nesthügeln und den Bewegungen des kleinsten Würmchens, das im Grase kroch, und ebenso keine Wolkenbildung des Himmels, kein Zug der umgebenden Landschaft. Nach einer ermüdenden Jagd im Schatten einer breitästigen Eiche oder Buche ausgestreckt — er pflegte dabei oft das virgilische "Tityre, tu patulae recubans sub tegmine fagi" zu citiren — auf dem weichen Moose oder zwischen Gras und Blumen, den Blick nach oben auf die vorübersegelnden weissen Sommerwölkchen gerichtet, den Rauch der Cigarre in die Luft blasend, trauliche Gespräche mit den Brüdern zu führen oder auch wohl einsam seinen Gedanken Audienz zu geben — das war ihm ein Genuss, dem kein anderer gleich kam.

Waren die Sommermonate den Reisen, dem Sammeln, überhaupt im wesentlichen neben den Pflichten des Berufes praktischer entomologischer Thätigkeit gewidmet, so wurde dagegen während der kalten Jahreszeit das wissenschaftliche Unternehmen eifrigst gefördert. Der erste Band des Werkes unter dem Titel "Die geographische Verbreitung der Schmetterlinge Deutschlands und der Schweiz, nebst Untersuchungen über die geographischen Verhältnisse der Lepidopterenfauna dieser Länder überhaupt, von Dr. Adolf Speyer und August Speyer", die Tagfalter, Schwärmer und Spinner im Sinne Linnés enthaltend, erschien gegen Ende 1857. In der aus dem Juli dieses Jahres datirten Vorrede bezeichneten die Verfasser die Arbeit als einen ersten Versuch, die geographische Seite der Lepidopterologie, wenn auch auf beschränktem Felde, wissenschaftlich zu begründen. Sie seien sich vollkommen bewusst, dass derselbe mangelhaft und verbesserungsbedürftig ausgefallen sei und ausfallen musste. Manches hierher Gehörige, wie z. B. der Einfluss des Klimas und der lokalen Verhältnisse überhaupt auf Form und Farbe der Arten hätten ganz aus dem Spiele bleiben müssen, weil hier nur vereinzelt, ganz ungenügende Beobachtungen vorlagen, die nirgends allgemeine Schlüsse gestatteten. Auch auf dem wirklich behandelten Gebiete seien bei dem damaligen Zustande der Wissenschaft noch keine völlig gesicherten Resultate zu gewinnen gewesen.

"Dazu bedurfte es", heisst es weiterhin, "vollständigerer, gesichteterer und von einer klaren Erkenntniss des Zweckes

geleiteter Beobachtungen. Wenn wir es trotzdem nicht dabei bewenden liessen, die Einzelbeobachtungen unter allgemeine Gesichtspunkte zusammenzufassen, sondern bis auf das Gesetzmässige der Erscheinungen durchzudringen, die Ursachen, welche den Lauf der Arealgrenzen bedingen, zu ermitteln unternahmen, so sind wir uns dabei recht wohl bewusst geblieben, dass den aus einer unvollständigen Reihe von Thatsachen abgeleiteten Schlussfolgerungen nicht der Rang von Theorien, sondern nur der von Hypothesen zukommt. Aber auch Hypothesen kann die Wissenschaft auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung nicht entbehren, und sie sind ihr förderlich, wenn sie auf Gründen ruhen, den Thatsachen ungezwungen sich anschliessen und sich für nichts anderes geben, als was sie sind.“ —

Wir wissen, dass die Verfasser bei dem Mangel eines allgemeinen zoogeographischen Werkes, an das sie sich hätten anlehnen können, genöthigt waren, als Bahnbrecher Ziele, Grenzen und Methode ihrer Arbeit sowie zum Theil die Grundbegriffe der Wissenschaft selbst festzustellen. Sie lehnten sich dabei, so weit das bei der Verschiedenheit des Stoffes thunlich war, an die weit vorgeschrittene Schwester-Wissenschaft, die Phytogeographie an, deren Terminologie sie auch, so weit möglich mit herübernahmen. Die Einleitung behandelt ausser den wichtigsten Grundbegriffen der Zoogeographie das Gebiet der Fauna und dessen Eintheilung, das die Verfasser nach dem Vorgange von Kochs Synopsis der deutschen und schweizer Flora auf das ganze gegenwärtige deutsche Reich mit Einschluss der zum ehemaligen deutschen Bunde gehörigen österreichischen Landestheile und der Schweiz ausdehnten. Nach einer systematischen Uebersicht der innerhalb dieses Gebietes einheimischen Lepidopteren der Linnéschen Gattungen *Papilio*, *Sphinx* und *Bombyx* behandelte der allgemeine Theil die *Rhopaloceren* und *Heteroceren* in getrennten Abschnitten. In dem ersten Kapitel wurde das Vorkommen, die Wohnplätze, die wagen- und senkrechte Verbreitung und Vertheilung innerhalb des Gebietes, endlich — ein besonders interessanter, aber auch eben so schwieriger Abschnitt — die Ursachen der Verbreitungsgrenzen behandelt, die Frage, ob und in wie weit eine Abhängigkeit der Verbreitung der Schmetterlinge von den innerhalb des Gebietes hervortretenden geographischen Verschiedenheiten zu erkennen ist. Schon früher (*Ent. Ztg.* von 1850), ehe er die gleiche, auf vollständigeres Material gestützte Ansicht Grisebachs (in dessen Werke: *Die Vege-*

tationslinie des nordwestlichen Deutschlands) kannte, hatte Speyer die Vermuthung ausgesprochen, dass der allgemeine Grund der von ihm als Regel gefundenen nordwestlichen Abgrenzung der Verbreitungsbezirke der Tagfalter und der tagliebenden Heteroceren in Mitteleuropa in dem Seeklima des Westens, in seinen kühleren und trüberen Sommern, die den Lebensbedürfnissen und der Natur dieser Thiere wenig entsprechend sind, gesucht werden müsse. Die Ergebnisse seiner jetzt auf ein weit umfangreicheres Material begründeten Untersuchungen bestätigten diese Ansicht vollkommen, und nicht minder den als Ergänzung dazu gehörigen Satz, dass das Continentalklima Osteuropas mit seinen wärmeren und zumal sonnigeren Sommern den Tagschmetterlingen günstiger sei, während die Unempfindlichkeit derselben in ihren ersten Ständen gegen die grössere Winterkälte durch die Hypothese erklärt wurde, dass dieselben von Osten her bei uns eingewandert seien, während die kleine Gruppe der Falter mit nordöstlichen Arealgrenzen den entsprechenden klimatischen Factor in den in gleichem Sinne verlaufenden Isochimenen des mittleren und östlichen Europa finde. Auch alle in den folgenden Jahren angestellten Untersuchungen bestätigten diese Hypothese ebenso wie die, welche die Verfasser für die Erklärung der Verbreitung in senkrechter Richtung neben der mit der steigenden Meereshöhe abnehmenden Temperatur aus den verschiedenen Feuchtigkeitsverhältnissen der Atmosphäre ableiteten. Ein in tabellarischer Uebersicht zur Anschauung gebrachter Vergleich zwischen Regionen und Zonen, d. h. zwischen der senkrechten Ausdehnung der Verbreitungsbezirke und ihrer wagerechten von Nord nach Süd, ergab, dass die Ausdehnung der vertikalen Verbreitung mit der horizontalen nach geographischer Breite in geradem Verhältnisse steht.

Die folgenden Kapitel geben die Fauna des Gebiets verglichen mit der von Europa, die Vertheilung der Falter über den Welttheil und die Verbreitung der deutschen Lepidopteren ausserhalb desselben, zum Theil in tabellarischen Uebersichten. Von ganz besonderem Interesse ist der Abschnitt: "Das europäische Falterreich", worin die Verfasser den Nachweis führen, dass für die Schmetterlinge wenigstens die bis dahin übliche Eintheilung Europas in ein mediterranes, mitteleuropäisches und arktisches Reich in den That-sachen keine hinlängliche Begründung finde, dass vielmehr ein einziges europäisches Falterreich anzunehmen sei, zu dem

aber noch die Mittelmeerküsten Asiens und Afrikas, Kleinasien mit Transkaukasien, Sibirien und Hochasien etwa bis zum Südufer des Kaspisees hinzugerechnet werden müssten. Wir finden also hier das jetzt nach Wallace's Vorgange allgemein angenommene paläarktische Faunengebiet in seinem wesentlichen Umfange bereits vorgezeichnet.

Auch die sich an dies Kapitel anschliessenden Bemerkungen über die Ursprungsstätten der Arten (die sogenannten Schöpfungszentren) und die Art und Weise ihrer allmählichen Verbreitung bieten grosses Interesse durch die vorläufige Feststellung aller dabei in Betracht kommenden Gesichtspunkte, wenn auch die Verfasser darauf verzichten mussten, sich hier auf der sichern Basis noch allzusehr ermangelnde Untersuchungen im Einzelnen einzulassen. — Die grosse Schwierigkeit, welche dieselben für die Annahme einheitlicher Ursprungsstätten in dem gleichzeitigen Vorkommen zahlreicher hochnordischer Formen in den Alpen fanden, während sie in den weiten dazwischen liegenden Länderstrecken fehlen, ist freilich inzwischen wohl durch die ziemlich gesicherte Thatsache der beiden Glacialepochen zum grössten Theile beseitigt worden.

Dem speciellen Theile (I, 144—440), welcher zunächst das Verbreitungsgebiet jeder Art im Allgemeinen bezeichnete, worauf dann die genauen Einzelangaben folgten, schliesst sich ausser einer langen Reihe von meist systematischen Streitfragen über Artrechte und dergl. behandelnden Anmerkungen das Verzeichniss der benutzten Quellen und ein vollständiges Namenregister an.

Erst nach vierjähriger Pause erschien der zweite, die 6 Tribus der Noctuiden im weiteren Sinne, wie sie Speyer bezeichnete, d. h. die Noctuiden sensu strictiore, die Cymatophoriden, Deltoiden, Chloëphoriden, Noliden und Brepiden umfassende Band. Wenn die Ergebnisse der Untersuchungen hier, wo es sich um ungleich weniger bekannte und beobachtete Thiere handelt, entsprechend lückenhafter und unsicherer werden mussten, so bestätigten dieselben doch andererseits in allen wesentlichen Punkten die bereits gewonnenen Resultate. Die wichtigsten derselben wurden am Schlusse der ganzen Arbeit noch einmal übersichtlich zusammengestellt.

“Sie waren für die Verfasser, wenn auch spärlich und zum Theil noch hypothetisch, die lohnendste Frucht einer mühsamen und zeitraubenden Arbeit.“ Die wissenschaftliche Kritik hat vollinhaltlich anerkannt, dass die Hoffnung, welche sie in der Vorrede zum zweiten Theile aussprechen, “dass

wenigstens ein Theil dieser Ergebnisse, indem sie die Wirkung allgemeiner, die Verbreitung und Vertheilung der Thierformen über den Erdboden regelnder Gesetze veranschaulichten und erläuterten, für Zoogeographie überhaupt von Interesse sein würden“, eine durchaus berechtigte war.

Dass das Werk mit den Noctuinen abschliesst, die Spinner und Kleinfalter, welche wohl zwei Drittel der gesammten Lepidopterenfauna des Gebietes ausmachen, nicht mit aufgenommen wurden, beruht theils auf der noch allzugrossen Lückenhaftigkeit der bei diesen Familien vorliegenden Beobachtungen, theils auf äusseren Schwierigkeiten, die sich einer Fortsetzung des Werkes entgegenstellten.

So bedeutend ein derartiges wissenschaftlich bahnbrechendes Werk dem Fachmann erscheinen musste, so war doch der Natur der Sache nach voranzusehen, dass dasselbe kein grosses lesendes und ein noch weit kleineres kaufendes Publikum finden würde. Von einem Honorar für die Verfasser war keine Rede, und auch der Verleger hat keine Seide dabei gesponnen.

Im Sommer 1853 hatte sich der junge Fürst Georg Victor von Waldeck mit der Prinzessin Helene von Nassau vermählt. Neben dem alten Leibarzte des verstorbenen Fürsten zog das fürstliche Paar auch Speyer, dessen ärztliche Thätigkeit damals das allgemeinste Vertrauen genoss, in wichtigen Fällen zu Rathe. Als jener ältere Arzt im Winter 1864—65 starb, wurde es ihm von entscheidender Stelle aus nahegelegt, sich um den erledigten Posten eines Leibarztes und zugleich eines Regierungs-Medicinalrathes, den jener gleichfalls innegehabt hatte, zu bewerben; ja, beide wurden ihm geradezu angetragen. Zum allgemeinen Erstaunen schlug Speyer nach einigem Schwanken beide Stellen aus.

Verschiedene Gründe concurrirten, um diesen auffallenden Entschluss zu Wege zu bringen.

Der erste und hauptsächlichste beruhte auf Speyer's innerem Verhältnisse zum ärztlichen Berufe und der Eigenart seines Wesens überhaupt, sowie seinen seit langer Zeit eingewurzelten Lebensgewohnheiten. Er war eben nicht mit Leib und Seele Arzt, und der Gedanke, künftighin fast seine ganze Zeit dieser Berufsthätigkeit widmen und seine Lieblingsbeschäftigungen bei Seite setzen zu müssen, war ihm höchst unsympathisch. Ausserdem muss ein Leibarzt in gewissem Sinne auch ein Hofmann sein und sich den Anforderungen des Hoflebens fügen. Der damit verbundene Zwang erschien

ihm unerträglich. Seine rücksichtslose Wahrheitsliebe, sein stark ausgeprägtes Unabhängigkeitsgefühl empörten sich eben so sehr dagegen, wie ein unleugbar in ihm vorhandener und durch seine bisherigen Verhältnisse stark begünstigter Widerwille gegen Rücksichten und Förmlichkeiten aller Art. Betreffs des Staatsamtes schreckte ihn der Gedanke an die damit verbundene Bureauarbeit, wie auch die verantwortliche und streng geregelte Beamtenthätigkeit überhaupt. Eine gewisse Neigung zum Sichgehenlassen, ein starkes Widerstreben, sich in eine neue Lebens- und Thätigkeitssphäre hineinzuarbeiten, was nicht ohne den Verzicht auf gewisse liebgegewordene Lebensgewohnheiten möglich war, kam hinzu. Auch traute er sich nicht das organisatorische Talent zu, dessen er als sachverständiges Mitglied der Landessanitätsbehörde bedurfte. Den persönlichen Ehrgeiz, der ihm die Ueberwindung aller dieser Schwierigkeiten ermöglicht haben würde, besass er nicht.

Trotz aller dieser mannigfachen Bedenken und Gegenstände würden die grossen und schwerwiegenden Vorzüge der neuen Stellung in Verbindung mit den Mahnungen der Seinigen und seiner Freunde vermuthlich den Sieg davongetragen haben, wenn er noch, wie bis zu seinem 50. Lebensjahre, ein gesunder Mann gewesen wäre. Aber schon zu Anfang des Jahres 1862 stellten sich die ersten Symptome eines Leidens ein, das, Anfangs ziemlich räthselhaft erscheinend, sich mehr und mehr als ein tiefgehendes rheumatisch-neuralgisches offenbarte. Mit heftigen Schmerzen im linken Arme beginnend, verbreiteten sich die Krankheitserscheinungen allmählich über fast alle Körpertheile, vor allem die Muskeln und Sehnen mit Einschluss der Nervenscheiden ergreifend. Die wesentliche Veranlassung des Leidens lag wohl in allmählicher, aber stetiger Wirkung von Schädlichkeiten mannigfaltigster Art. Bei jedem Wetter, zu jeder Tages- und Jahreszeit hatte Speyer zu Fusse die oft stundenlangen anstrengenden und schlechten Wege nach den entfernten Dörfern und Gehöften seines Kreises durchwandert, dann stundenlang mit nassen Füßen und Kleidern in der dumpfen schweren Luft überheizter Krankenzimmer gesessen oder als Chirurg und Geburtshelfer gearbeitet, um endlich bei nächtlicher Weile durch Kälte, Sturm und Schneegestöber den mühseligen Heimweg anzutreten. Es war wahrlich nicht zu verwundern, dass eine solche Häufung schädlicher Einflüsse, jahrelang fortgesetzt, auch eine feste Gesundheit mit der Zeit untergrub, eine normale und widerstandsfähige Constitution

gründlich erschütterte. Dazu kam noch der Mangel an gesunden, luftigen und wohlgeschützten Wohnräumen, wie an einer hinlänglich kräftigen und sorgfältigen Verpflegung, wie sie bei dieser Lebensweise doppelt nothwendig gewesen wäre.

Als nun die Entscheidung in der erwähnten Frage betreffs seiner Zukunft an ihn herantrat, war er längst körperlich und in gewissem Sinne auch geistig nicht mehr der alte. Es war begreiflich, dass ihm unter dem Eindruck seiner zunehmenden Kränklichkeit die neuen Pflichten, die er auf sich nehmen sollte, noch schwerer und bedenklicher erschienen, dass "der frischen Farbe des Entschlusses von vornherein des Gedankens Blässe angekränkt" ward, und endlich eine definitiv verneinende Antwort erfolgte. Das allmähliche stetige Fortschreiten seines Leidens schien die getroffene Entscheidung vollauf zu rechtfertigen. Dennoch konnten die ihm Zunächststehenden den Gedanken nicht ganz abweisen, dass einestheils das Wegfallen aller der Schädlichkeiten, welche ohne Zweifel sein Leiden hervorgerufen hatten, andernteils die mit der neuen Stellung verbundene mannigfache geistige Anregung vielleicht das beste Heilmittel für die Krankheit gewesen wären. Auch ein anderes, den Gebrauch einer Badekur in Wiesbaden, Wildbad oder Gastein, wozu ihm seine ärztlichen Freunde wie die Seinen riethen, weigerte er sich zu versuchen; er habe kein Vertrauen dazu.

Im Laufe des Sommers 1865 trat eine Reihe von Ereignissen ein, welche auf das Speyer'sche Familienleben und das Adolfs insbesondere einen düsteren Schatten warfen. Das erste war der Tod des einzigen Kindes in der Familie, eines bis dahin kräftigen, gesunden und reich begabten Mädchens, das seine ärztliche Kunst vergeblich zu retten suchte. Kaum je war ihm die Unvollkommenheit des ärztlichen Wissens und Vermögens, deren allzustarkes Bewusstsein ihm seinen Beruf ja überhaupt verleidete, so bitter und schmerzlich entgegengetreten wie hier. Wenige Wochen nachher wurde der jüngste Bruder von einer schweren Augenentzündung befallen, welche ihn längere Zeit hindurch in die schwerste Sorge um den Verlust seines einzigen dienstfähigen Auges versetzte. Sein ärztlicher Bruder besuchte ihn, so oft es irgend möglich war. Bei der Rückkehr von einem dieser Besuche wurde das Pferd, welches seinen Wagen zog, scheu, ging durch und schleuderte den Insassen gegen einen Haufen von Chausseesteinen, wo er bewusstlos liegen blieb und blutüberströmt von Bewohnern des nahen Dorfes aufgehoben wurde. Heilten die bedeutenden

Verwundungen am Kopfe verhältnissmässig rasch und wurde auch die erlittene Gehirnerschütterung bald überwunden, so brachte dagegen eine schwere Verletzung des Knies, in dessen Fleisch die spitzen Basaltstückchen sich tief eingebohrt hatten, nicht nur die heftigsten Schmerzen, sondern auch ein starkes Wundfieber mit sich, das eine Zeit lang sogar für sein Leben fürchten liess. Seine schliessliche Genesung hatte er nicht zum geringsten Theile der treuen und aufopfernden Pflege seiner jüngeren Schwester zu danken, die auf die erste Kunde von dem Unglücksfalle an sein Schmerzenslager geeilt war.

Im folgenden Jahre entschloss sich der Vierundfünfzigjährige noch zur Vermählung mit der ältesten Tochter seines Hauswirthes, die ihn zu Lebzeiten ihrer Eltern bedient hatte und auch nach deren Tode in dem gleichen Verhältnisse geblieben war. Es war ein Fall, wie wir ihn bei alternden Junggesellen so häufig erleben. Von einer tieferen Herzensneigung oder gar einer leidenschaftlichen Liebe war keine Rede; aber seit langen Jahren an die Person und die Dienste des Mädchens gewöhnt, das er als unbescholten, fleissig, wirtschaftlich, treu und anhänglich kannte, konnte Speyer sich nicht mit dem Gedanken befreunden, sie von sich zu lassen und eine Fremde an ihre Stelle zu setzen, während er sich doch andererseits sagen musste, dass ein alleinstehendes junges Mädchen nicht dauernd mit ihm zusammenleben und alle die Dienste und Hülfeleistungen, deren der kränkliche Mann jetzt bedurfte, übernehmen konnte. So wurde die Trauung von dem ihm befreundeten Pfarrer in der Kirche des Städtchens ohne irgend welche äussere Hochzeitsfeier vollzogen.

Die Ehe war durchaus keine unglückliche, wenn auch die Kluft, welche der grosse Abstand ihrer beiderseitigen Bildung und der Lebenskreise, denen die Gatten bisher angehört hatten, zwischen ihnen befestigt hatte, unausgefüllt blieb. Sie sorgte für die leiblichen Bedürfnisse ihres Mannes und pflegte ihn in seinem Leiden nach bestem Vermögen; er gab ihr Alles, worauf sie als seine Gattin gegründeten Anspruch hatte; aber während die Frau fast den ganzen Tag in den unteren Räumen des kleinen Hauses, das Speyer aus der Hinterlassenschaft ihrer Eltern gekauft hatte, ihren hausfraulichen Pflichten, die sie ohne Hülfe eines Dienstboten ganz allein verrichtete, oblag, lebte der Mann im oberen Stock seinen Schmetterlingen, seinen Büchern und wissenschaftlichen Arbeiten.

Die einzige Frucht dieser Verbindung, einen Sohn, dessen

Zukunft den Vater im Hinblick auf sein Alter, seine Kränklichkeit und seine mehr als bescheidenen materiellen Verhältnisse mit grosser Sorge erfüllte, hat Speyer noch die Freude gehabt, zum tüchtigen, selbstständigen, körperlich und geistig wohlausgestatteten Manne heranreifen zu sehen. —

Speyer's rheumatisches Leiden machte inzwischen zwar langsame, aber in grösseren Abschnitten deutlich hervortretende Fortschritte. Am auffallendsten kam das in der krankhaft gesteigerten Reizbarkeit und Empfindlichkeit der Hautnerven gegen äussere Temperatureinflüsse zum Vorschein. In Folge dessen mussten erst die jährlichen Sommerreisen, dann die grossen entomologischen Excursionen und die ganze beschwerliche Landpraxis aufgegeben werden. Endlich sah er sich sogar genöthigt, auch die ärztliche Thätigkeit in der Stadt auf Consultationen im eigenen Hause zu beschränken.

War ihm jetzt der Weg zur Vergrösserung seiner Sammlung durch eigne Erbeutung neuer Arten verschlossen und gestatteten ihm die durch die Gründung einer Familie gesteigerten Ausgaben und die mit der abnehmenden Praxis sich stetig vermindernden Einnahmen nicht, sich durch Kauf in den Besitz des ihm noch Fehlenden zu setzen, so war Speyer um so eifriger bemüht, die zahlreichen Lücken durch Tauschgeschäfte nach Möglichkeit auszufüllen. Das Material dazu boten einestheils die in besseren Zeiten aufgespeicherten reichen Vorräthe an Doubletten, anderntheils die alljährliche Züchtung einer Anzahl seltnerer Arten, die ohne grosse Anstrengung in der Nähe seines Wohnortes aufzutreiben waren, endlich der mit einem entomologischen Collegen in den Vereinigten Staaten Nordamerikas angeknüpfte Tauschverkehr. Derselbe — ein Herr Meske im Staate New-York — sandte alljährlich eine grosse Anzahl amerikanischer Falter und erhielt den entsprechenden Entgelt in deutschen Schmetterlingen, wobei denn zunächst auch alle unsere verbreitetsten und gemeinsten Arten verwendbar waren. Meske äusserte dabei den Wunsch, dass Speyer Versuche mit der Acclimatisation amerikanischer Lepidopteren in Deutschland machen möge, und schickte zu diesem Zwecke Puppen einiger Saturnidenarten in grosser Anzahl. Speyer griff die Idee begierig auf, obwohl er von vornherein kein grosses Vertrauen auf das Gelingen hegte. Der Erfolg bestätigte seine Befürchtungen. Allerdings fehlte es nicht an befruchteten Weibchen, von denen ein Theil an passenden Oertlichkeiten ausgesetzt wurde, während andere im Zimmer behalten und die von ihnen stammenden Raupen

erst nach der letzten Häutung auf ihre Futterpflanzen im Freien gebracht wurden. Aber nur bei einer Art (*Sat. Promethea*) gelang es, ihr Vorhandensein in der Umgegend zwei Jahre lang nachzuweisen; dann verschwand auch sie wieder — sei es, dass, wie Speyer gleich gefürchtet hatte, unsere feuchten, kühlen Sommer im Gegensatz gegen die sonnigen und heissen des östlichen Nordamerika ihrem Gedeihen ein schwer oder gar nicht zu überwindendes Hinderniss entgegenstellten, sei es, dass ihre natürlichen Schutzmittel gegen die neuen Feinde, deren Angriffen sie hier ausgesetzt waren, nicht genügten.

Speyer hatte wohl von vornherein nicht die Absicht gehabt, eine eigne grössere Sammlung amerikanischer Schmetterlinge zu erwerben. Dazu reichten weder seine Mittel noch seine Räume aus. Jedenfalls gab er den Gedanken, wenn er ihn überhaupt gefasst hatte, bald wieder auf und beschränkte sich streng auf die paläarktische Fauna im Wallace'schen Sinne und in den Grenzen, wie er sie selbst in seinem Buche über die Verbreitung der deutschen Schmetterlinge aufgestellt hatte. Nichtsdestoweniger brachten ihm die Amerikaner grossen Nutzen, indem er sie an Dr. Staudinger in Dresden verkaufte und dafür eine bedeutende Anzahl theils seltner europäischer, theils nordasiatischer Arten, die im Tausch nicht zu erlangen waren, einhandelte.

Einen noch grösseren Theil seiner Zeit als die Vervollständigung der Sammlung nahmen wissenschaftliche Arbeiten und die Correspondenz mit entomologischen Collegen in Anspruch.*) Auch erhielt er fortwährend von den verschiedensten Orten her Sendungen von den Eigenthümern unbekanntem oder zweifelhaften Lepidopteren, deren Determination er sich gern unterzog. Nur beschränkte er sich dabei auf die Makrolepidopteren, da er den Fang und die Bestimmung der Mikros seiner schwächer werdenden Augen wegen hatte ganz aufgeben müssen. Mit einigen seiner Correspondenten trat er mit der Zeit in ein wahrhaft freundschaftliches Verhältniss, ohne dass sich die Freunde je von Angesicht zu Angesicht sahen. Hier und da kam auch wohl Einer, den der Zufall in die Nähe von Rhoden geführt, persönlich zu ihm und war eben nicht wenig erstaunt, den

*) Ich habe aus seinen hinterlassenen Papieren die Unterschriften von mehr als 200 Correspondenten in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Holland, Belgien, Frankreich, England, Russland, Schweden und Nordamerika notirt.

berühmten Forscher in dem elenden Neste, in dem niedrigen, möglichst einfach ausgestatteten Zimmer, zu dem er auf einer Art von Hühnersteige emporklimmen musste, anzutreffen. Am meisten erfreuten Speyer immer die ebenso von originellen Einfällen und glänzendem Witze funkelnden wie freundschaftlich herzlichen Briefe des Präsidenten des Stettiner Entomologischen Vereins, sowie Gründers und langjährigen Redacteurs der Zeitung desselben, *C. A. Dohrn*, der, noch im höchsten Greisenalter ein rüstiger Reisender und eifriger Forscher, wenige Monate vor dem Freunde ins Grab sank.

Die Krankheit, welche das Gehirn nicht in Mitleiden-schaft gezogen hatte, hinderte Speyer nicht, seine Beobachtungen und Untersuchungen eifrig fortzusetzen, wenn dieselben jetzt auch zumeist auf das Zimmer und auf todtcs Material beschränkt waren. Zwischen 1862, wo der zweite Theil seines Hauptwerkes veröffentlicht wurde, und 1888 erschien eine grosse Anzahl längerer und kürzerer Arbeiten aus den verschiedensten Gebieten der Schmetterlingskunde, zum bei weitem grössten Theile in der Stett. Ent. Zeitung, für welche ihn um Beiträge zu bitten Freund Dohrn nicht müde wurde.

Ausser den Eigenschaftcn, welche Speyer's wissenschaftliche Arbeiten überhaupt auszeichnen: Schärfe der Beobachtungsgabe, gewissenhafte Gründlichkeit der Untersuchung, durchsichtige Klarheit der Darstellung, tritt uns dabei jene Weite des Blickes, jene Freiheit und Höhe des Standpunktes entgegen, die, ohne sich je in haltlose Speculationen zu verlieren, nie an dem Detail der Einzclerscheinung festklebt, sondern das Ganze nie aus den Augen verlierend, dieselbe dem Allgemeinen harmonisch einzugliedern, ihren Zusammenhang mit allen verwandten Erscheinungen zu ergründen und darzuthun, kurz ihre Gesetzmässigkeit nachzuweisen bestrebt ist. Charakteristische Beispiele für diese Tendenz bieten seine Bemerkungen über den Hermaphroditismus der Insecten (Ent. Ztg. 1869 und 70), die Aufsätze über: Europäisch-amerikanische Verwandtschaften, (Ent. Ztg. 1870 und 75); über *Setina Aurita-Ramosa* und die Bildung montaner Varietäten; über den Einfluss des Nahrungswechsels auf morphologische Veränderungen (Ent. Ztg. 1882).

Die amerikanischen Collegen, vornehmlich Mr. Edwards, der Herausgeber des *Catalogue of the Lepidoptera of North-America and Mexico* (Philadelphia 1877) hatten Speyer, in den sie grosses Vertrauen setzten, gebeten, die schwierige systematische Ordnung der in Nordamerika besonders reich vertretenen Familie der Hesperiden, an die sie sich nicht

heranwagten, zu übernehmen. Speyer lehnte zwar diesen Antrag im Wesentlichen ab, da ihm von den 111 nordamerikanischen Hesperiden nur 44 zur Untersuchung zu Gebote standen, sandte jedoch, auf die sorgfältige Prüfung seiner Vorräthe gestützt, eine Reihe von Vor- und Rathschlägen an Edwards, die so grossen Beifall jenseits des Meeres fanden, dass Edwards dieselben nicht nur in dem Catalogue veröffentlichte, sondern auch seine Systematik der ganzen Familie auf dieselben begründete. Die Veröffentlichung fand ohne Speyer's Vorwissen und Absicht statt. Dagegen publicirte er selbst als Resultat seiner desfallsigen Studien eine gründliche Arbeit "über die Hesperidengattungen des europäischen Faunagebietes" (Ent. Ztg. 1877).

Aber wenn eine rein wissenschaftliche Thätigkeit Speyer allein volle Befriedigung gewährte und wenn er sich nicht über Mangel an Anerkennung des Werthes und der Bedeutung seiner Arbeiten beklagen durfte, so brachte ihm dieselbe dagegen nicht den geringsten materiellen Nutzen. So lange seine ärztliche Praxis ihm die Bestreitung seiner Lebensbedürfnisse ohne Sorgen ermöglichte, hatte er darauf keinen Werth gelegt. Als aber mit zunehmender Kränklichkeit die Einnahmen aus derselben immer spärlicher flossen, durfte er die pekuniären Rücksichten nicht länger ausser Augen setzen und er entschloss sich deshalb, nicht ohne einen stillen Seufzer, der Aufforderung eines Leipziger Verlegers nachzukommen, die neue Bearbeitung eines Schmetterlingsbuches für Anfänger gegen ein entsprechendes Honorar zu übernehmen. Eine genaue Prüfung des Buches überzeugte ihn, dass es in der bisherigen Gestalt nicht einmal als Grundlage für die neue Ausgabe zu brauchen war. Er schuf deshalb im Einverständniss mit dem Verleger ein ganz neues Werk unter dem Titel: *Schmetterlingskunde für Anfänger* nebst einer Anleitung zum Sammeln. Das Buch, mit einer grossen Zahl von naturgetreuen Abbildungen in Farbendruck nach Original-Aquarellen geschmückt, fand grossen Beifall und erschien im Jahr 1879 in dritter, nach dem neuesten Stande der Wissenschaft gänzlich umgearbeiteter Auflage. Es erfüllte so vollständig, wie wohl kein vorhergehendes den Zweck, den Neuling in die Schmetterlingskunde, zunächst die vaterländische, theoretisch und praktisch einzuführen, so weit das innerhalb eines eng begrenzten Rahmens möglich war. Die systematische Uebersicht der Schmetterlinge Deutschlands (S. 41—239) war bei den Makrolepidopteren bis auf die Gattungen vollständig

durchgeführt, während sich der Verfasser bei der Aufzählung der Arten natürlich auf die wichtigsten und verbreitetsten, bei den Mikros auf eine noch engere Auswahl beschränken musste. Die Bestimmung war durch diagnostische Tabellen erleichtert und dabei waren thunlichst nur solche Merkmale berücksichtigt, welche sich dem Auge ohne besondere Schwierigkeit darbieten. Bestimmt, in die lepidopterologische Wissenschaft einzuführen und es dem Anfänger zu ermöglichen, später grosse wissenschaftliche Specialwerke ohne Schwierigkeit zu verstehen und zu benutzen, trug das Buch doch zugleich den deutlichen Stempel der Abfassung durch einen Mann der Wissenschaft; es war ein Buch für Anfänger, aber nicht ein solches für Kinder, wie die meisten derartigen Werke. —

War Speyer durch sein Alter, seine Kränklichkeit und seine äussere Lage verhindert, sich an der grossartigen Entwicklung der politischen Dinge in unserem Vaterlande selbstthätig zu betheiligen, so nahm er doch den lebhaftesten Antheil an derselben, nicht nur mit dem Verstande, sondern mit seinem ganzen Herzen und verfolgte den Gang der Ereignisse mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Als endlich das hohe Ziel erreicht, als das Ideal, welches so lange schon in seiner wie in jedes echten Deutschen Brust gelebt, zur Wirklichkeit geworden, ein neues einiges Vaterland mit einem Kaiser an der Spitze in gebietender Machtfülle erstanden war, war er im tiefsten Innern ergriffen und erfüllt von begeisterter Freude und tiefer Dankbarkeit gegen die Männer, deren hohem Geiste und gewaltigen Thaten in erster Linie die Verwirklichung seines alten Herzenswunsches zu verdanken war. Mit seinem klaren, immer auf das Ganze gerichteten Blicke und seinem hohen Gerechtigkeitssinn war er weit entfernt von der kleintlichen Nörgelei der Vielen, die alsbald an *dem* Grossen und *den* Grossen herumzumäkeln begannen und unzufrieden bei Seite standen, wenn nicht Alles genau so geschah, wie sie es von ihrem Parteistandpunkte oder nach persönlicher Liebhaberei hätten wünschen mögen. Den Umschwung, der sich nach 1878 in der inneren Politik des Reiches vollzog, beklagte er schmerzlich, ohne sich dadurch je in seiner Verehrung für unsern ehrwürdigen Kaiser und seinen gewaltigen Kanzler, oder in seinem freudigen Vertrauen auf eine fernere segensreiche Entwicklung unseres Vaterlandes irre machen zu lassen. —

Im Sommer 1872 überschritt Speyer zum letzten Male die Grenzen seines Heimathländchens, um seinen an der höheren

Gewerbeschule in Kassel angestellten zweiten Bruder zu besuchen. Von da ab beschränkten sich seine Reisen auf einen kurzen allsommerlichen Aufenthalt im alten Vaterhause zu Arolsen, dessen derzeitiger Besitzer, sein jüngster Bruder, dafür sorgte, dass dasselbe ihm wie den andern Geschwistern noch immer als das liebe alte Stammhaus erschien, in das sie stets gern zurückkehrten. Bei seinem letzten Aufenthalte daselbst im Sommer 1884, wo er sich verhältnissmässig wohl fühlte, besuchte er auch noch einmal die altvertrauten Stätten seiner Jugendspiele und ersten Schmetterlingsjagden, die schönen Wälder und grünen Wiesenthäler der Arolser Umgebung. Von da ab bannten ihn zunehmende Kränklichkeit und Schwäche, zusammen mit der Gewöhnung an eine Unzahl kleiner Bedürfnisse an das eigne Haus; in den letzten acht Jahren seines Lebens hat er das Weichbild seines Wohnortes nicht mehr überschritten.

Im Uebrigen ging auch in den folgenden 5 Jahren keine wesentliche Veränderung in seinem Leben, das allerdings bereits das denkbar einförmigste war, wie in seinem körperlichen Zustande vor. Nur fühlte er sich allmählich schwächer werden; die Beine versagten mehr und mehr den Dienst; immer häufiger traten Schwindelanfälle auf; der Gang wurde schwankend und unsicher. Auch die Sehkraft begann abzunehmen, die Augen wurden immer empfindlicher gegen das Licht: dem Gebrauch des Mikroskops musste er ganz entsagen. Seine geistigen Vermögen blieben noch unberührt; sein Interesse für den Gang der Weltereignisse, seine Theilnahme an dem Wohl und Wehe der ihm nahe stehenden Menschen blieben sich gleich, ebenso die an seiner Wissenschaft. Er setzte, wenn auch in beschänkterem Umfange, seine Untersuchungen fort, und seine Korrespondenz mit den entomologischen Kollegen, zu denen noch einige neue hinzugekommen waren, blieb eine lebhafte. Versiegte bei der Unmöglichkeit, selbst weiter zu sammeln, nach und nach der Stoff zu ferneren Tauschgeschäften, so vermehrte sich die Sammlung doch auch noch in den letzten Jahren durch manche neue Art, manches werthvolle Stück, das ihm von Freunden und Verehrern zum Theil als Zeichen der Dankbarkeit für Bestimmungen von Arten oder sonst ertheilte Auskunft und Rathschläge zugesandt wurde. —

Da traf ihn im Juli 1888 der härteste Schlag. Von seinen Augen war das eine nicht nur weit kurzsichtiger als das andere, sondern auch das Sehfeld desselben infolge

eines vor langen Jahren stattgefundenen Krankheitsprozesses theilweise zerstört. Er hatte sich deshalb stets nur des anderen bedient, das bisher bis auf eine mässige Kurzsichtigkeit vollkommen dienstfähig geblieben war. Da zeigte sich plötzlich eine Verdunkelung am oberen Rande des Sehfeldes. Speyer war selbst Augenarzt genug, um die drohende Gefahr dieser Erscheinung vollkommen zu erkennen. Ein auf seine Bitte sofort herbeigeeilter trefflicher und erfahrener Kollege aus Arolsen konnte dieselbe nur bestätigen. Es war der Anfang einer Netzhaut-Ablösung, die, rasch fortschreitend, sich im Laufe weniger Wochen über das ganze Organ verbreitete und dessen völliges Erblinden zur Folge hatte. Das bisher unbenutzt gebliebene Auge bot natürlich nur einen sehr schwachen und unvollkommenen Ersatz. Von anhaltendem Lesen und Schreiben, von Untersuchung kleinerer Gegenstände, von irgend einer grösseren Anstrengung im Sehen überhaupt war keine Rede mehr. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit seinen Lieblingen, eigne Korrespondenz, das Studium neuer Bücher, jede zusammenhängende Lektüre überhaupt hörten auf. Der einsame, fast nie durch äussere Erlebnisse, selten durch angenehme Gesellschaft von dem Gedanken an sich und seinen Zustand abgezogene Mann war zum Müssiggange, zur tödlichen Langeweile verurtheilt. Ein junges Mädchen, das täglich auf zwei Stunden kam, las ihm die Zeitung vor und schrieb unter seinem Dictat die nothwendigsten Briefe; die wissenschaftliche Korrespondenz hörte allmählich ganz auf. Die möglichst häufig wiederholten Besuche seiner Geschwister und die seltenen des durch seinen Beruf als Oekonomie-Verwalter auf fernen Gütern zurückgehaltenen Sohnes waren fast die einzigen Lichtblicke in diesen traurigen letzten Lebensjahren.

Speyer hat diesen traurigen Zustand noch über 4 Jahre lang mit heroischem Gleichmuth ertragen. Keine unnütze Klage kam über seine Lippen. Natürlich, wie wohl immer in ähnlichen Fällen, wurden die kleinsten Verrichtungen des täglichen Lebens ausgenützt, um, indem er ihnen besondere Zeit und Aufmerksamkeit widmete, die langen leeren Stunden auszufüllen. In den beiden letzten Lebensjahren klagte Speyer öfters, dass seine Geisteskräfte in rascher Abnahme begriffen seien. In Bezug auf sein Gedächtniss war das allerdings der Fall; zumal suchte er häufig angeblich nach den Namen von Dingen und Personen. Einigemal trat auch ein Zustand von halber Unbesinnlichkeit oder Aphasie ein.

Aber das war nur momentan. Im ganzen war sein Geist klar, sein Denken und Reden folgerichtig wie immer. Die Briefe, welche er diktirte, waren in derselben konzisen Ausdrucksweise, demselben einfach klaren, durchsichtigen Style abgefasst wie in früheren Zeiten. Bei den Unterhaltungen über politische und soziale Fragen zeigte er noch immer die alte Schärfe der Urtheilskraft wie das alte Interesse an denselben. Selbst philosophische Arbeiten, mit denen sich sein zweiter Bruder, der Verfasser dieser Skizze, zu dieser Zeit beschäftigte, liess er sich noch vorlesen und besprach deren Inhalt mit demselben bei dessen Besuchen öfters bis tief in die Nacht hinein. Erst in der allerletzten Zeit seines Lebens ermüdete ihn eine solche geistige Anstrengung leicht wie jede längere Unterhaltung und Lektüre. Wirklich geistig stumpf habe ich aber auch den Achtzigjährigen nie gefunden.

Seine letzte wissenschaftliche Veröffentlichung war eine kurze Besprechung des grossen epochemachenden Werkes des ausgezeichneten amerikanischen Entomologen Sam. Scudder: *The Butterflies of the Eastern United States and Canada*, in den von Karsch herausgegebenen Entomologischen Nachrichten (1890). Dem Wunsche des Verfassers, der ihm sein Werk mit der Bitte um eine eingehende Kritik übersandt hatte, konnte er allerdings nicht mehr in vollem Masse gerecht werden. Ebenso bedauerte er schmerzlich, die Besprechung der letzten, von dem Herausgeber N. M. Romanoff (Grossfürst Nicolai Michailowitsch) ihm übersandten Bände der *Mémoires sur les Lépidoptères etc.*, über deren Vorgänger er in der *Stett. Ent. Ztg.* eingehend berichtet hatte, nicht mehr übernehmen zu können.

In der Nacht von 7. bis 8. November 1892 verfiel Speyer ohne sichtbare besondere Veranlassung in einen Zustand von Bewusstlosigkeit, der so lange anhielt, dass seine erschreckte Frau den als Inspektor auf einem Gute bei Gera lebenden Sohn telegraphisch nach Hause berief. Er folgte dem Rufe sofort, fand aber den Vater wieder bei vollem Bewusstsein; eine nahe Lebensgefahr schien nicht vorhanden. Aber schon in den Morgenstunden des 14. November lief ein Telegramm aus Rhoden ein: „Vater soeben entschlummert“.

Zu der grossen Schwäche der letzten Zeit, die wohl auf ein Erschöpftsein der Lebenskraft deutete, hatte sich in den letzten Tagen eine Kopfrosee gesellt, die von den äusseren auf die inneren Theile sich verbreitend und zuletzt wohl auch das Gehirn in Mitleidenschaft ziehend, dem Leben ein

Ziel setzte. Der Kranke hatte noch heftige Schmerzen, zumal in der Ohr- und Halsgegend gelitten, ehe die Erlösungstunde für ihn schlug; doch ging dem Ende ein eigentlicher Todeskampf nicht vorher.

Drei Tage nachher fand die Beerdigungsfeier statt. An dem unter Blumen und Grün völlig verhüllten Sarge in dem von dem Sohne freundlich ausgeschmückten grössten Raume des kleinen Wohnhauses hielt der Pfarrer des Ortes eine eingehende Trauerrede, in der er die mannigfachen trefflichen Eigenschaften wie die Leistungen des Verblichenen warm hervorhob. Der Leichenzug, an dem sich ausser den ihm persönlich Nahestehenden der grösste Theil der Bürgerschaft des Städtchens betheiligte, bewies, welcher allgemeinen Achtung und Verehrung der Verstorbene sich erfreut hatte. Auf dem noch neuen kahlen und schmucklosen Friedhofe im Süden der Stadt bezeichnet ein einfaches Denkmal die Stelle, wo seine irdischen Reste ruhen. Eine weisse Marmortafel trägt die Inschrift:

Adolf Speyer,
Dr. med. u. fürstlicher Hofrat,
geb. 28. April 1812,
gest. 14. Nov. 1892.

Das Gedächtniss des Gerechten bleibt im Segen.

*) **The Fauna of British India including Ceylon and Birmah.**

Published under the authority of the Secretary of State for India in Council.
Edited by **W. F. Blandford.**

Moths. Vol. I

by

G. F. Hampson.

London, Taylor and Francis 1892.

Unter obigem Titel erschien vor kurzem ein Werk, das den Zweck hat, eine wissenschaftliche Beschreibung der in British Indien wahrgenommenen Lepidoptera Heterocera zu

*) Obwohl sonst in dieser Zeitschrift nur diejenigen neuen Werke oder Arbeiten angezeigt und besprochen werden, von denen der Autor oder Verleger ein Exemplar für die Bibliothek der Gesellschaft gratis einsendet,